

Wissenschaft als Beruf? Das Paradox des heutigen Wissenschaftsverständnisses

Wissenschaft als Beruf? Formuliert man Max Webers Thema als Frage, antworten heutzutage zahlreiche Schweizer Studierende verneinend. Zu viele, so die verbreitete Meinung in Politik, Forschungsförderung und Wissenschaft. Und in der Tat lässt sich über die letzten Jahre eine stetige Zunahme des Ausländeranteils auf Doktoratsstufe feststellen. Die Gründe hierfür sind wohl hinlänglich bekannt. Webers Rede aber regt zu einem historischen Vergleich der wissenschaftlichen Rahmenbedingungen damals und heute an, der neue Perspektiven auf die Problemlage eröffnet.

Auch anfangs des 20. Jahrhunderts, daran lässt Weber keinen Zweifel bestehen, war die wissenschaftliche Laufbahn eine prekäre, geprägt vom „Hasard“, dem riskanten Zufall. Sie erforderte ein gewisses Draufgängertum, die Bereitschaft der eigenen Zukunft ungewiss entgegenzugehen, das Risiko in Kauf zu nehmen sich ungeachtet der eigenen Fähigkeiten plötzlich in einer beruflichen und akademischen Sackgasse wieder zu finden. Trotz einer weitgehenden Amerikanisierung, wie Max Weber sie bereits beschreibt, in deren Rahmen Assistenzen an die Stelle der grösstenteils selbstständigen Privatdozenten traten, und trotz umfangreicher Bemühungen zur akademischen Nachwuchsförderung hat sich daran nichts grundlegend geändert. In der Tat hat sich der akademische Nadelöhr-Effekt aufgrund der stark ansteigenden Anzahl von Studienabschlüssen bei verhältnismässig geringer Zunahme von Professuren noch gravierend verstärkt. Die materiellen Rahmenbedingungen der akademischen Karriere bleiben geprägt durch hohe Arbeitsbelastung, niedrige Entlohnung, ungesicherte Arbeitsverhältnisse und durch weitreichende Abhängigkeit der Assistierenden im Ordinariatssystem. Ohne diese Verhältnisse an dieser Stelle weiter auszubreiten und zu lamentieren bleibt zu konstatieren, dass sich die Zukunft aus der Perspektive von Doktorierenden und Doktorierten, (stets in befristeter Anstellung, stets unter Mobilitätszwang) wie ein schmaler Pfad am Abgrund im grauen Nebel der Ungewissheit verliert.

Aber ist, so könnte man fragen, solche Risikobereitschaft, die Fähigkeit zur Selbstaufgabe ans Ungewisse nicht gerade was einen zur Wissenschaft befähigt? Ist es nicht der Kern der Wissenschaft, Fragen zu formulieren und Projekte zu verfolgen, deren Ausgang ungewiss ist? Wer dazu nicht bereit ist, ist vielleicht in der akademischen Karriere fehl am Platz, ist nicht dazu berufen. Doch, so scheint mir, greift diese vielbemühte Devise von der

Wissenschaft als Berufung, statt Beruf, zu kurz. Wenn es damals wie heute prekär war, sich der Wissenschaft zu verschreiben, warum dann verliert die wissenschaftliche Karriere zusehends an Attraktivität? Mangelt es dem heutigen Nachwuchs wirklich in erster Linie an Risikobereitschaft und Selbstaufopferungsgabe? Fehlt es der jungen Generationen, in anderen Worten, ganz einfach an dem nötigen wissenschaftlichem Geist?

Vielleicht können zwei weitere Bemerkungen aus Max Webers Rede Anhaltspunkte für eine etwas andere Perspektive liefern. Die Zufälligkeit des akademischen Erfolges, die keineswegs notwendigerweise die Fähigsten begünstigt, sei, so Weber, nicht allein unzulänglichen Auswahlverfahren, Voreingenommenheit und mangelnder Urteilstkraft der Entscheidungsträger geschuldet. Ebenso beachtenswert sei das Faktum, dass es für eine erfolgreiche akademische Karriere eben nicht genüge, allein brillant zu forschen. Die akademische Aufgabe habe ein „Doppelgesicht“, sie erfordere sowohl die Forschergabe als auch die Fähigkeit Wissen lehrend zu vermitteln. Nicht jeder Gelehrte, betont Weber, sei auch ein guter Lehrer. Wenn diese doppelte Anforderung schon zu Anfang des 20. Jahrhunderts erwähnenswert war, was würde Max Weber heute sagen? Heutzutage beschränkt sich der akademische Beruf nicht mehr allein auf Lehre und Forschung. Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen müssen sich noch in ganz anderen Bereichen beweisen: in der Administration, im Projekt Management, im Fundraising, in der Medienkommunikation, in Führungspositionen und, vermehrt, in strategischer ökonomischer und politischer Positionierung. Wissenschaft hat nicht mehr nur ein Doppelgesicht, ist nicht mehr zweigesichtiger Janus, sondern vielköpfige Hydra.

Doch wer sich all diesen neuen Herausforderungen des modernen Wissenschaftlerdaseins gewachsen sieht bringt vielleicht gerade nicht mehr die andere Fähigkeit mit, die Weber in zunehmenden Masse als Grundbedingung für Wissenschaft erachtet: die Fähigkeit zu strengster Spezialisierung, dazu, sich sozusagen bewusst und gezielt Scheuklappen aufzusetzen und das ganze Denken einer einzigen Sache zu widmen. „Single-mindedness“, wie man im Englischen so treffend sagt. Wissenschaft, so Weber, setzt diese Gabe, an die Notwendigkeit und Bedeutung der eigenen Forschungsleistung leidenschaftlich und bedingungslos zu glauben, unbedingt voraus. Wer sich aber im heutigen akademischen Umfeld solche notwendigen Scheuklappen aufsetzt, der, so scheint es mir, kommt häufig nicht allzu weit. Wo Publikationszahlen zunehmend quantifiziert werden, wo Forschungsleistung nur mehr eine unter vielen zu bewältigenden Aufgaben ist, wo sich Forschungsprojekte und ganze Wissensbereiche permanentem Rechtfertigungszwang

unterworfen finden und wo das Studium vermehrt zur Dienstleistung wird, ist weder Platz noch Zeit für „single-mindedness“. Die heutige Wissenschaft steht unter dem Zeichen der Mobilität, der geistigen sowie der physischen. Statt Scheuklappen schätzt man Weitwinkellinsen.

Nun mag man diese Entwicklung begrüßen oder lamentieren. Sicherlich hat sie Vor- und Nachteile die über die Jahre immer wieder kontrovers diskutiert worden sind. Was aber in diesen Diskussionen vielleicht zu wenig Beachtung fand, ist die Tatsache, dass dieser Wandel mit einem veränderten Verständnis von Wert und Aufgabe der Wissenschaft an sich einhergeht. Nur wenn man diese allmähliche Veränderung im Wissenschaftsverständnis in den Blick nimmt, kann man sich den zunehmend verhaltenen Enthusiasmus des Schweizer Nachwuchses besser erklären.

Webers Verständnis der Wissenschaft orientiert sich deutlich am Vorbild der Kunst, er verwehrt sich der unter der Jugend seiner Zeit verbreiteten Meinung, Wissenschaft sei pures „Rechenexempel“, und verweist auf die zentrale Bedeutung von „Rausch“ und „Eingebung“. Wieder und wieder zieht Weber die Kunst und den Künstler zum Vergleich heran. So wie der Künstler, so verschreibe sich der Wissenschaftler ganz der Sache, und suche sich seine Erfüllung in seiner Arbeit. Nur hat seit Webers Rede die Kunst ihre angesehene Stellung als Vorreiterin gesellschaftlicher Meinungsbildung weitgehend eingebüsst. Den Vergleich mit der Kunst scheut man in der heutigen Wissenschaft meist. Exakte Zahlen und Präzision haben den genialen Einfall als wissenschaftliches Ideal abgelöst. An die Stelle der Kunst als gesellschaftliches Vorbild ist heute die Wirtschaft getreten, die sich zur allgegenwärtigen Leitdisziplin unserer Gesellschaft aufgeschwungen hat. Nicht mehr nur die Jugend meint heute, Wissenschaft sei kaltes Rechnen, die Wissenschaft selbst versteht sich dieser Tage verbreitet als „Rechenexempel“. Wissenschaftliches Selbstverständnis und wissenschaftliche Selbstbeschreibung bedient sich häufig reflexhaft ökonomischer Begrifflichkeiten und Rechtfertigungen. Wissenschaft muss sich messen und evaluieren lassen, sie muss Output generieren, Gelder einwerben, Konkurrenten ausstechen, Netzwerke schaffen und Kosten amortisieren. Die Universitäten müssen sich international profilieren, ständig wachsen, Studierende und Forschende anlocken und umwerben. „Wissen schafft Wert“ schrieb sich gerade erst die Universität Bern auf die Fahnen. Nicht zuletzt in Erinnerung an Webers Warnung, dass „der Prophet und der Demagoge nicht auf das Katheder eines Hörsaals gehören“ und dass es unmöglich sei, den Konflikt verschiedener Werteordnungen

„wissenschaftlich“ zu lösen, kann ein solches Motto nur als in erster Linie ökonomisch gemeint verstanden werden.

Aber wenn Wert und Wesen der Wissenschaft zunehmend ökonomisch gedacht werden, ist es dann verwunderlich, wenn eine junge Generation angehender Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen zunehmend ökonomisch denkt? Wenn sie statt dem vielbeschworenen Bild der Wissenschaft als Berufung, das noch deutlich dem Kunstideal verpflichtet ist, die Wissenschaft als Beruf und somit nicht grundsätzlich hehrer als andere Betätigungsfelder ansieht? Wenn sie die akademischen Arbeitsbedingungen nüchtern unter ökonomischen Gesichtspunkten betrachtet und sie für mangelhaft befindet?

Im Grunde also, so scheint es, krankt die Wissenschaft heutzutage am Auseinanderklaffen ihrer äusseren und ihrer inneren Bedingungen. Während die äusseren, materiellen Gegebenheiten, die Weber skizziert, in breiten Zügen ähnlich geblieben sind, wenn nicht ihrer Form so doch zumindest ihren Konsequenzen nach, haben sich die inneren Bedingungen einem grundlegenden Wandel unterzogen. In ungelöstem Widerspruch steht im modernen Akademiker das Ideal des einsamen, eigenbrötlerischen und bedingungslosen Forschergeist, das nicht umsonst das Stereotyp des genialen Wissenschaftlers prägt, dem in der heutigen Universitätslandschaft unerlässlich gewordenen Profil des gewandten Kommunikators, Netzwerkers, Weltenbummlers und Tausendsassas gegenüber. Während die materiellen Grundbedingungen von zukünftigen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen weiterhin die Selbstaufopferung und den Idealismus einer Berufung fordern, hat die Wissenschaft im gesellschaftlichen Bild ihre Sonderstellung und Unabhängigkeit weitgehend eingebüsst und ist zur Dienstleistung geworden. Der Wert von Wissen liegt nicht mehr rein im Wissen an sich, es muss vermehrt instrumentalisierbar sein, klaren und direkten gesellschaftlichen oder ökonomischen Mehrwert entwickeln. Durch die zunehmend kompetitiven Strukturen, die unerlässlich gewordene Drittmittel-Akquise und den Qualitätssicherungsdruck muss sich Forschung mehr denn je durch ihre zu erwartenden Resultate rechtfertigen. Wird die Rhetorik der Wissenschaft derart ökonomisiert und den Forschenden kontinuierlich die gesellschaftliche Sinnfrage aufdrängt, so wird es immer schwieriger die Art von unbedingtem Glauben aufzubringen, den Weber vom Forscher fordert: „daß das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht.“ Wenn sich aber Wissenschaft nicht mehr als hehres und im Grunde „interesseloses“ Ideal versteht (in deutlicher Anlehnung an Kantsche Ästhetik), sondern in erster Linie gesellschaftliche Dienstleistung ist, ist nicht mehr

einzusehen, warum man für sie mehr Aufopferungsbereitschaft zeigen sollte als für andere Dienstleistungssparten. Nur für ein Ideal verzichtet man auf finanzielle Sicherheit, auf klare Zukunftschancen, auf Familie, Heimat und Freizeit. Immer weniger potentielle akademische NachwuchswissenschaftlerInnen scheinen in der Wissenschaft ein solches Ideal zu sehen.

Ich glaube nicht, dass sich diese Problematik allein mit vermehrten Massnahmen zur Nachwuchsförderung lösen liesse. Auch ein nostalgischer Pessimismus scheint weder zielführend noch angebracht. Vielmehr wäre ein Dialog über das Selbstverständnis der Wissenschaft vonnöten, der der grundlegenden Paradoxie Rechnung trägt. Wissenschaftliche Exzellenz wird weitgehend in Schnelligkeit, in Mobilität, Netzwerk und Anzahl der Artikelpublikationen gemessen und trotzdem erwartet man Innovation und bahnbrechende Forschung. Nur wenig Beachtung wird Webers Mahnung gezollt, dass sich die Eingebung nicht erzwingen lasse. Immer wieder ist die Rede von der Wissenschaft als Leidenschaft und als Berufung, ohne in den Blick zu nehmen, dass Wissenschaftler ihre gesellschaftliche Gestaltungsmöglichkeiten weitgehend an Ökonomen abgegeben haben, ihnen ihre Unabhängigkeit zunehmend abhanden kommt und Leidenschaft und Berufung in anderen Branchen gleichermassen willkommen sind und sehr viel besser entlohnt werden.

Unter einer jungen Generation StudienabgängerInnen und NachwuchsforscherInnen hat die Wissenschaft ihren Sonderstatus als Berufung bereits weitgehend eingebüsst. Als Beruf jedoch, sind die von ihr gebotenen materiellen Bedingungen nicht konkurrenzfähig. Die Wissenschaft täte gut daran sich diesen Widersprüchen aktiv zu stellen.

Universität Bern, Institut für Englische Sprachen und Literaturen, Länggassstrasse 49, 3000 Bern

Email: irmtraud.huber@ens.unibe.ch

Irmtraud Huber, Dr. phil. des., arbeitet seit 2008 als Assistentin für Englische Literatur an der Universität Bern.

Studium der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, Englischen Literaturwissenschaft und Theaterwissenschaft an der LMU München mit Abschluss Magister Artium, 2008. Promotion in Englischer Literaturwissenschaft 2013.

Forschungsprojekte und Publikationen zu: zeitgenössischer anglophoner Literatur, Authentizität, Magischer Realismus.

Vorstandsmitglied der Mittelbauvereinigung der Universität Bern (MVUB)